

## Das deutsche Kunsterbe in Polen

### Ansichten, Gemeinplätze und Meinungen nach dem Zweiten Weltkrieg

Referat, das auf der Deutsch-Polnischen Kunsthistorikertagung in München und Banz 1996 vorgetragen wurde. Es handelt sich um die gekürzte Fassung des Textes, der sich in einem Heft der Publikationsreihe der Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen *Deutschland und seine Nachbarn - Forum für Kultur und Politik* im Druck befindet. Die Hauptquelle für diese Untersuchung bildet die Publizistik. Man berücksichtige, daß das offizielle Schrifttum in Polen bis 1989 unter der übermächtigen Kontrolle einer staatlichen Zensur stand. Ein Problem für sich, das einer gesonderten Behandlung bedarf, ist die Frage des deutschen künstlerischen Erbes im polnischen wissenschaftlichen Schrifttum.

Das Jahr 1945 bildet einen kritischen Punkt in den polnisch-deutschen Beziehungen des letzten halben Jahrhunderts, zugleich aber auch den Ausgangspunkt einer neuen politischen Ordnung östlich und westlich der Oder. Der 1939 entfachte Krieg, mit dem die Deutschen beabsichtigten, ihre Herrschaft zu erweitern und den polnischen Staat bzw. die polnische Nation als selbständige Subjekte der Geschichte auszulöschen, hatte paradoxerweise zur Folge, daß Deutsche und Polen kraft der Beschlüsse von Jalta und Teheran durch ein größeres gemeinsames Erbe als je zuvor miteinander verflochten wurden. Alles Deutsche in den »verlorenen/wiedergewonnenen« Gebieten wurde auf einmal polnisch: das gesamte Erbe, nicht nur Denkmäler der Kunst, der Geschichte, vertraute Stätten der Erinnerung, sondern auch das, was den Rahmen des täglichen Lebens der Menschen bestimmte, von der Topographie der Straßen bis hin zum Straßenpflaster. Das Abbild dieser Wirklichkeit, im Empfinden der Vertriebenen/Ausgesiedelten »seit alters her« deutsch, setzte sich in deren Gedächtnis fest wie das Bild eines plötzlich angehaltenen Films. Ihnen verblieb davon nur diese Aufzeichnung ihres Gedächtnisses, allen Deutschen die historisch-nationale Erinnerung des seit der Niederlage in

anderen Grenzen lebenden deutschen Volkes. Die Realität der Ostgebiete Deutschlands selbst entglitt in Folge des Krieges dem deutschen Einflußbereich.

Ein neues Kapitel der Geschichte Schlesiens oder Pommerns wurde seitdem von den polnischen Ankömmlingen geschrieben. Mit der Wirklichkeit eines anderen Polen konfrontiert, handelten sie unter dem Druck früher unbekannter politischer Abhängigkeiten und ideologischer Diktate. Zu Anfang war für sie indes der Umstand entscheidend, daß sie aus einem deutschen Krieg hervorkamen. Was diese Menschen in den westlichen und nördlichen Gebieten vorfanden und in Besitz nahmen, konnte auch als Entschädigung für die Jahre 1939 bis 1945 verstanden werden, für das, was sie damals und später verloren hatten. Die damalige Publizistik betonte einstimmig die historische Notwendigkeit, die neuen Gegebenheiten in das polnische Leben einzubinden: von der Aussiedlung der bisherigen Bewohner über das Auslöschen deren physischer Spuren und das Bestreben, den Dingen ein neues Aussehen zu verleihen, bis zur Suche nach einer eigenen historischen Legitimation. Zugleich zeigt sie sich der Tatsache bewußt, daß man an Orten und Gegenständen von besonderem historischem und künstlerischem Wert reiche Gebiete betrat.

Sowohl die ideologischen Voraussetzungen als auch die Realität der im Aufbau befindlichen Volksrepublik Polen haben die hohen Ansprüche der Denkmalpflege theorie wesentlich eingeschränkt. Die klassenideologische Vision von Gesellschaft und Fortschritt, die Nationalisierung der Produktionsmittel, die Bodenreform und die damit einhergehende Zerstörung des Landhauses und -gutes, die forcierte Industrialisierung — all das ließ Pro-

bleme entstehen, welche durch die Denkmalpfleger, nicht nur materiell, schwer zu beherrschten waren.

In diesem Spannungsfeld war alles »Deutsche« gleich. Das Bild des Deutschen, des Deutschtums, in der damaligen Publizistik entschieden aggressiv gezeichnet, schloß eindeutig und einseitig negative Inhalte und Emotionen ein. Man formulierte dabei Verallgemeinerungen, deren zufolge die — wie man meinte — völlige und bedingungslose Akzeptanz des Nationalsozialismus durch die Deutschen ein Zeichen der immer und überall von ihnen repräsentierten Werte sein sollte. Überlegungen solcher Art stellten auch Universitätsintellektuelle an (K. Wyka, B. Sucho-dolski), und auf denselben Grundlagen baute die Argumentation jener polnischen Kunsthistoriker auf, die — wie Stanisław Lorentz — eine Forderung nach Ausgleich aus deutschen Beständen für die bewußt zerstörten polnischen Kulturgüter begründeten. Lorentz schrieb 1945: »[...] Im Werk der Zerstörung der polnischen Kultur, von höchsten Stellen befohlen, vereinten sich Bemühungen des deutschen Militärs, der Zivilverwaltung, der deutschen Gelehrten und Künstler. Somit haben wir das Recht, Anklage gegen das gesamte deutsche Volk zu erheben und Genugtuung zu fordern. [...] Wollte jemand behaupten, die Verantwortungslast für die an der polnischen Kultur begangenen Verbrechen liege ausschließlich beim Hitler-Regime, so widersprechen wir ihm ganz entschieden. Ein unerhörter Akt der Barbarei, der sich vor unseren Augen abspielte, ist das letzte Glied einer Kette, deren Anfang in die Zeit nach den Teilungen reicht, als der Kronschatz aus dem Wawel nach Berlin entführt wurde, wo man die Insignien und Kostbarkeiten nach Entnahme der Edelsteine einschmolz.« [O zadośćuczynienie. (Genugtuung), In: Nowa epoka, 1945, Nr. 2].

Lorentz bewegt sich in einem vom Krieg aufgezwungenen Wertesystem, er bedient sich auch einer Argumentation, in der historische Kontinuität und Unveränder-

lichkeit eine vordergründige Rolle spielen. Die von Lorentz angeführten historischen Fakten waren seiner Meinung nach die Ursache für die Ereignisse der Jahre 1939 bis 1945; sie sollten beweisen, die deutsche Nation vermöge von ihrem Wesen her nicht mit dem kulturellen Erbe der Menschheit umzugehen, zumindest nicht mit jenem anderer Völker. Das deutsche oder in Deutschland befindliche Kulturdeponium sei das Ergebnis imperial-kolonialer Tätigkeit und des typisch deutschen Gewaltprinzips — daher werde, laut Lorentz, die Wegnahme dieses Bestandes ein Werk der geschichtlichen Gerechtigkeit gegenüber den Deutschen sein.

Dies war nicht die einzige Art zu argumentieren, wie Stellungnahmen von Władysław Tatarkiewicz zeigen. Nichtsdestoweniger trifft der anklagende Ton von Lorentz das Klima jener Zeit viel besser. Dieses verleitete selbst einen Edmund Osmańczyk, ansonsten einen derjenigen Intellektuellen, die vor irrationaler, nationalistischer Verbissenheit in der Beurteilung der Deutschen warnten, zu radikalen Worten. Unter dem Eindruck des dem Erdboden gleichgemachten Warschau schrieb er nach einem Besuch in Danzig: »Vor sechshundert Jahren ging das ermordete kaschubische Danzig verloren. Nach der Weichselkehle griffen die Hände des Deutschen Ordens. All diese herrlichen, polnischen Königsadler, Privilegienurkunden und Streitakten haben heute den Sinn, sagen wir es endlich, uns die historische Schwäche Polens vor Augen zu führen. [...] Drei Tage vor der Ankunft in Danzig war ich in Warschau. Dort wurde in mir ein Widerstand geboren, der Wahnsinn angesichts der Unwiederbringlichkeit des alten Warschau. [...] In Danzig registriere ich kühl die Zerstörung. Vielleicht bin ich ein Barbar, doch wenn Prof. Jan Kilariski, der verdiente Historiker des Polentums Danzigs, über die Unmöglichkeit spricht, die Marienkirche wiederaufzubauen, finde ich in mir eine unziemliche Freude. Wenn schon alle Gassen des alten Danzig, das Stadtzentrum, abgebrannt und in Schutt und Asche gelegt sind, wenn die Danziger Kräne und Speicher unter den Bombenschlägen versunken sind, wenn all das verloren ging, was vom Charakter der Deutschordensherrschaft in der Weichselmündung übersättigt war, werden wir es nicht wiederaufbauen, noch den Trümmern Tränen nachweinen... Von Danzig blieb nur das, was jeder internationale Hafen besitzt, nämlich Hafeneinrichtungen, Werften, Fabriken, Arbeitervorstädte. Mehr ist uns nicht nötig. Danzig bauen wir endlich auf polnische Art allein auf, nicht für den Deutschordenshochmut« [Gdański finał (Danzigs Ende), In: Odrodzenie, Nr. 23, 6. Mai 1945].

Wie konnte sich das in der europäischen Tradition begründete Denkkonzept vom universalen Wert der Kunst mit jener Diagnose des Niedergangs des Deutschtums vertragen? Was ergab sich daraus für die — in ihrer Dimension ungewöhnliche — Tat des Wiederaufbaus und

der Instandsetzung zerstörter Kulturgüter im Polen Warschaus und Posens, aber auch Breslaus und Allensteins? Der Weg des Wiederaufbaus von ganzen großen Stadtteilen, später als polnische Schule der Denkmalpflege bekannt geworden, bedeutete bereits in der Überzeugung seiner geistigen Väter einen Rückschritt hinter die anerkannten Normen der Denkmal-schutztheorie. Dennoch entschied man, daß er angesichts der Zerstörungen wie auch der politischen und patriotischen Herausforderungen der Nachkriegszeit der richtige Weg sei, welcher sich insbesondere in Warschau, Danzig oder Posen bewährt habe. Heute gilt es ausdrücklich zu betonen, daß wir die Tatsache, daß Danzigs heutige Gestalt einen direkten, natürlichen Kontakt mit der Stadtgeschichte besitzt, Menschen zu verdanken haben, die solche Konzepte entwickelten.

Die patriotisch-nationale, politische Motivation denkmalpflegerischer Tätigkeit, die in den programmatischen Äußerungen eines Jan Zachwatowicz zur Sprache kommt, enthielt jedoch zugleich konkrete Vorgaben hinsichtlich Gegenstand und Ausrichtung des Wiederaufbaus. Im Jahre 1946 erklärte Emil Kaliski die Grundlagen einer eigenartigen »Archäologie des Polentums«: *»Das Denkmal muß genauestens [...] in der Gestalt wiederaufgebaut werden, in welcher es früher, am Anfang seiner Existenz, entstanden ist. [...] Im Falle Breslaus [hat die Gestalt] eine besondere, spezifische Bedeutung, da sie, wie ich meine, die polnische Geburtsurkunde dieser Stadt [ist]. Die Urkunde ist verblaßt, stellenweise undeutlich, stellenweise zerstört. Daher soll man sie [die Denkmäler] mit größter Behutsamkeit wiederherstellen, um weiterhin all das zu erhalten, was auf wunderbare Weise bis in unsere Zeiten fortbestehen blieb. Und nicht nur das wiederherstellen, was trotz Zerstörung oberirdisch bestehen blieb, sondern auch das, was von den Deutschen nicht geschützt im Laufe der Jahrhunderte zerfiel, um sich schließlich unter der Erde zu verbergen«* [Wrocław wrócił do Polski (Breslau kehrte

*nach Polen zurück)*, In: Skarpa Warszawska, Nr. 9, 3. März 1946].

Das mit dem patriotisch-nationalen Wirkungsprinzip verbundene Moment der Auswahl setzte Objekte, in welchen man keine aussagekräftigen nationalen Symbole erblickte oder die gar das Stigma der Fremdartigkeit trugen, der Gefahr gleichgültiger Behandlung und Vernachlässigung aus. Dieses Prinzip, zusätzlich noch durch Voreingenommenheit gegen das »feudale« oder »großbürgerliche« Erbe und restriktive Kriterien für Kunstdenkmäler verstärkt, galt insbesondere für die sog. wiedergewonnenen Gebiete und speziell das, was dort als »deutsch« galt. Selbst (vor 1855 entstandene) Denkmäler, die in der Zeit direkt nach dem Kriege kraft Gesetzes in das Register der Kunstdenkmäler aufgenommen worden waren, unterlagen mancher Willkür, auch bei Entscheidungen von Konservatoren.

Wie ausgrenzend der damalige Kunstdenkmälerkanon und nationale Voreingenommenheit wirkten, zeigen Ausführungen von Władysław Czerny, der sich für den Wiederaufbau Danzigs einsetzte und ihn mit einer sehr differenzierten (an die polnischen Gegner gerichteten) Argumentation untermauerte. Sein universalisierender Blick hatte allerdings Grenzen, eben deutsche Grenzen: *»Die 'wissenschaftlich' nach pseudo-Danziger 'Art' tätowierten Gebäude (Reichsbank) sind ein typisches Beispiel für die preußische Barbarei. Es sind Objekte, die die wirtschaftliche Möglichkeit ihrer Beseitigung abwarten sollen«* [Odbudowa Gdańska (Der Wiederaufbau Danzigs), In: Technika Morza i Wybrzeża, 3. Jg., 1948, Nr. 11/12]. Hier wurde das »vom Krieg Gerechtete« leichthin der Zerstörung preisgegeben. Ähnlich war nach 1945 das im zerstörten Posen unversehrt stehende »deutsche« Kaiserschloß ein Gegenstand von Überlegungen: abreißen oder nicht abreißen? — wobei man sich am Ende mit nicht realisierten Umbauprojekten nach Art einer Verpackung/Verhüllung à la Christo zufriedengab. Führen wir schließlich auch eine Bemerkung

kung von Emil Kaliski an: »Das Breslau des 19. und der Anfänge des 20. Jh.s saugt in seiner brutalen, deutschen Entwicklung die Altstadt in sich auf und fügt ihr dabei einen größeren Schaden zu als ein Bombardement. [...] Das alte Breslau wurde zerstört; das moderne Ungetüm blieb erhalten« [Wrocław wrócił do Polski (Breslau kehrte nach Polen zurück), In: Skarpa Warszawska, Nr. 9, 3. März 1946].

Die oben dargestellte Denkweise erreichte ihren eigentümlichen Höhepunkt in einem Referat von Zbigniew Rewski, zu jener Zeit Wojewodchaftskonservator in Allenstein, auf der landesweiten Konferenz der Denkmalschützer in Łańcut im Jahre 1948. Schon der Titel spricht für sich: »Über eine Entprussifizierung der Architektur der Westgebiete« [In: Odra, Nr. 7, 6. März 1949]. Der Autor weist hier darauf hin, daß der Charakter der heutigen Bebauung von Stadt und Land in Ermland und Masuren von der »leider [...] künstlerisch äußerst wenig interessanten preußischen Zeit des 19. und 20. Jh.s« bestimmt werde. In künstlerischer Hinsicht sei diese Zeit, in der man hauptsächlich historische Stile kopierte, überall unglücklich gewesen, jedoch »Deutschland und insbesondere Preußen, als die am meisten der schöpferischen Begabungen im Bereich der Kunst und einer wahren Kultur beraubten europäischen Länder, machten diese Art von Bebauung zu einer konkurrenzlosen Orgie von Häßlichkeit und schlechtem Geschmack. Hervorzuheben ist der Reichtum an technischen und finanziellen Mitteln, welche für dieses elende Ergebnis vergeudet wurden.« Diese Architektur sei neben utilitären und ästhetischen voll von politischen Ansprüchen gewesen: sie sollte den politisch umstrittenen Gebieten, den »besetzten Grenzländern«, ein Gepräge preußischer Staatlichkeit verleihen. Sie habe zur Aufgabe gehabt, »in den wiedergewonnenen Gebieten die mit dem Polentum zusammenhängenden, und selbst die ermländischen und die aus der Deutschordenszeit stammenden Denkmäler zu erdrücken«. Dies könne »einen verhängnisvollen erzieherischen Einfluß ausüben«, sogar zu einer »gewissen Prussifizierung« des Geschmacks junger Polen führen. Andererseits betont Rewski, die künstlerische Tradition des Deutschen Ordens habe »einen beträchtlichen künstlerischen und kulturellen Wert«, und die in ihnen enthaltenen »fremden Elemente sind in politischer Hinsicht nicht mehr aktuell und stellen für unsere Staatlichkeit keinerlei Gefahr dar«. Die preußische Tradition solle man hingegen physisch beseitigen — Rewski macht z. B. den Vorschlag, Türme, Helme, Spitzen zu entfernen —, damit die Stadtansichten ihre preußischen Merkmale verlören.

Indessen verging die Zeit. Die Pionierjahre in den West- und Nordgebieten waren vorbei;

immer mehr drückten die Fesseln des Stalinismus das Land. Den Wiederaufbau begleitete eine unübersehbare Zerstörung dessen, was überdauert hatte. In der Ära des Tauwetters um 1956 drangen die Tatsachen an die Öffentlichkeit, und es zeigte sich, daß der Wiederaufbau unter polnischen Bedingungen weder eine im Geist des Optimismus geschehene Schöpfung neuer Werte gewesen war noch eine widerspruchslose Inbesitznahme der von der Geschichte übergebenen Güter. Die Verluste betrafen ganz Polen: die Stadt Sandomir, das Herrenhaus in Kleinpolen, die orthodoxe Kirche im Osten. Doch die »wiedergewonnenen Gebiete« rückten mit besonderer Schärfe ins Blickfeld. Die Polen waren nur teilweise in der Lage, die gewonnenen Güter unter Kontrolle zu halten. Es gab viele Ursachen der Zerstörung. Manche politischen Gründe, wie z. B. das Argument der »Klassenfeindlichkeit« vieler Kunstdenkmäler, durften in jener Zeit der geschwächten Zensur genannt werden. Eine unmittelbare Ursache des Dramas war die durch Verordnungen der Zentral- und Lokalbehörden sanktionierte Baupolitik im Nachkriegspolen mit der berüchtigten Verordnung 666 des Regierungspräsidiums [mit »Regierung« ist die Warschauer Zentralregierung gemeint], welche das Aufräumen im Lande und die Beseitigung von Kriegsschäden betraf. »Der Wiederaufbau nach dem Krieg verlangte nach Baumaterialien, deren Nachschub die Bauindustrie nicht zu sichern vermochte. Unterdessen war dieses Material sozusagen zum Handgreifen nahe, in den verlassenen Gebäuden, über deren Kulturwert sich niemand besondere Gedanken machte. [...] Für den Wiederaufbau Breslaus, Oppelns, Ratibors oder Bunzlaus war es notwendig, Baumaterialien zu gewinnen; jedoch nicht nur ausgebrannte, baufällige Gebäude, sondern auch historische Objekte im guten Zustand wurden in den West- und Nordgebieten »chaotisch und planlos, ohne Genehmigung der zuständigen Behörden abgetragen« [J. Pruszyński, Ochrona zabytków w Polsce (Denkmalschutz

in Polen), Warszawa 1989, S. 174 f., 169 f.]. Der extreme Fall der Stadt Neiße, wo es um die Mitte der 50er Jahre zum Abriß von ganzen Altstadtteilen kam, entfesselte in der Presse einen regelrechten Sturm, der den Gegenstand der »nationalen« Diskussion über den Zustand des Kunsterbes, ihre Begriffe und ihren Stil veränderte. Der Krieg spielte in dieser Diskussion keine Rolle, sie konzentrierte sich vielmehr auf die »innerpolnische« Entwicklung der 10 Jahre Nachkriegszeit. Kunsthistoriker und Publizisten wie Paweł Jasienica, Zygmunt Mycielski, Mieczysław Zlat, Tadeusz Chrzanowski, Ryszard Ergetowski und Kazimierz Kopaczyński forderten den Schutz des künstlerischen Erbes, der eine Pflicht der Gesellschaft darstelle, im Namen universaler Werte und nicht von Partikularinteressen. Wahre Pflege der Vergangenheit schließe auch Berührung mit verschiedenen nichtpolnischen Werten ein; es sei unabdingbar nötig, das historische und das ethische Bewußtsein der Gesellschaft zu heben. Die für das kommunistische System charakteristische Zentralisierung der Verwaltung, welche auch an der Denkmalpflege nicht vorbeiging, schwäche die Lebenskraft und das Verantwortungsbewußtsein der lokalen Ebenen. Alle genannten Autoren betonten einhellig, daß in der Nachkriegszeit unbestreitbare, epochale Errungenschaften zu verzeichnen seien, es gebe aber auch eine starke Tendenz zur Zerstörung »dessen, was ist oder war — was noch nach dem Kriege existierte«. Es fehlt nicht an scharfen Äußerungen über Wandalismus, über barbarischen Umgang mit dem historischen Erbe. Nun wurden nationale Züge der Polen gebrandmarkt: ihr allzu wählerisches Verhältnis zur Geschichte, mangelnde Wertschätzung für Zeugnisse des Alltagslebens, gewissermaßen sonntägliches Geschichtserleben, einseitige Faszination durch »große« Ereignisse und Gestalten (sie sei der einzige Ansporn, um ein Monument zu retten) oder die Anekdote. In dieser Sicht verlor sogar der Wiederaufbau Warschaus, Danzigs, Posens an Glanz und

erschien eher als große Fassadendekoration, welche eine triste Wirklichkeit verdeckte. Tadeusz Chrzanowski: »Daher stehen mir die Herrlichkeiten der hauptstädtischen Bauten ins Auge, selbst die Danziger oder Lubliner Altstädte. Das ist zugegeben ungerecht. Es gehörte sich, diesen Städten in erster Linie ihre ursprüngliche Schönheit zurückzugeben. Schlimmer, wenn man eine »Altstadt« in diesem oder jenem Ratibor erbaut, während man es zuläßt, daß die authentische, unverfälschte Pracht der Hirschbergs in Schutt fällt. [...] Wut, Empörung, Verzweiflung und vor allem Scham schnüren mir die Kehle zu. All das läßt sich weder mit Krieg noch mit Stalin erklären, nicht einmal mit nationaler Torheit. Wir alle sind schuldig. Wir alle haben dies im Herzen von Europa begangene Barbarei zu verantworten, wir Dichtersöhne, Humanistenenkel, Schutzwall, verflucht noch mal!« [Polska, ruiny (Polen, Ruinen), In: Życie Literackie, Nr. 37, 15. September 1957].

Mit der Nachkriegsstimmung war das eigentümlich enthusiastische und zugleich heftige Abreagieren der Befreiung von der Okkupation verklungen. Man ließ die Befreiung aus der Stalinzeit hinter sich. Das Polen der Westgebiete und die neuen Absurditäten des Realsozialismus (auch wenn man diese direkt nicht so nannte) wurden zur neuen Wirklichkeit. Schließlich stellte sich heraus, daß beträchtliche Rückführungsforderungen an die Sowjetunion zu erfüllen waren und selbst das eigene Erbe ideologisch und physisch von der kommunistischen Macht »zensiert« und »kolonisiert« wurde. So verlor das »deutsche« Thema allmählich die Kraft eines erstrangigen oder schlechthin einzigen, absoluten Arguments. Indes wurde es dadurch nicht gegenstandslos. Wenn auch sein Emotionsgehalt — was immer wir von seinem intellektuellen Wert halten mögen — damals noch mit der tatsächlichen Erfahrung der Menschen zusammenhing, wurde es jetzt, oder ab jetzt, immer häufiger zum leicht verfügbaren Werkzeug im internen Interessenspiel.

Dies wird in den Debatten der Zeit um 1956 sichtbar, als hartschädelige Beamten ihre Entscheidungen mit dem Unwert deutscher Relikte, der keinen Beweis erfordere, rechtfertigten: eine gefährliche Waffe, da sich der Kampf um den Erhalt von Kunstdenkmälern häufig in kleinen, provinziellen Gemeinschaften abspielte und viele Gutwillige mittels dieses Gemeinplatzes »gebrandmarkt« wurden. Ein Publizist, der unruhlich bekannte Bohdan Drozdowski, zeigt Verständnis für die, die das Schloß in Sagan ruiniert haben, und verhöhnt diejenigen, die sich bemüht haben, das »germanische, düstere Gebäude« wiederaufzubauen [Rzecz o milczących murach (*Von den schweigenden Mauern*), In: Życie Literackie, Nr. 37, 9. September 1956]. Nicht anders geschah es in Oppeln, als J. Mroczek, Vorsitzender des Wojewodschaftlichen Nationalrates, die Besorgnis von Ing. Róża hinsichtlich der Kunstdenkmäler kritisierte, »welche es sind, weil sie sich bis zur jetzigen Zeit mit deutschen Aufschriften brüsten« [nach R. Ergetowski. K. Kopaczyński, Kiedy historię miasta kończy prokurator (*Wenn die Stadtgeschichte vom Staatsanwalt beendet wird*), In: Nowe Sygnały, Nr. 4, 28. Oktober 1956]. Wer Deutsches verteidigte, machte sich verdächtig als ein unzuverlässiger Pole, der mit Revisionisten paktierte.

Wenn um diese Zeit der »deutsche« Charakter eines Kunstdenkmal nicht mehr allgemein als Entschuldigung für dessen Zerstörung akzeptiert wurde, so war er doch immer noch ein Makel. Jasienica schreibt: »Was nun Niederschlesien betrifft, denken wir daran, daß ganz Europa darauf die Augen richtet. Schade wahrhaftig, daß nur wenige Polen die in Westdeutschland erscheinende Zeitschrift 'Der Schlesier' lesen. Diese Lektüre überzeugt leicht davon, wie genau sie uns auf die Finger sehen und in welches Horn sie stoßen. Unlängst hat man in Breslau Reste einer mittelalterlichen Straße entdeckt. Die Mitteilung darüber war kurz und ohne Kommentare. Es hat gereicht! 'Der Schlesier' (vom 15. April 1956) verkün-

dete sofort: 'Da die offizielle Bekanntgabe keinen Aufschrei über das Auffinden von Beweisen für das Slawentum Breslaus machte, kann man annehmen, es handele sich um Hausreste, welche keinerlei Züge von slawischer Bauweise enthalten'. Kalt läuft es mir den Rücken herunter beim Gedanken, sie schreiben bald über Neiße. Und sie schreiben ganz sicher, täuschen wir uns nicht« [O zbył gorliwych wodarzach (*Über allzu eifrige Sachverwalter*), In: Nowa Kultura, Nr. 24, 10. Juni 1956]. Man kann den Text Jasienicas auf zweierlei Weise betrachten. Der Autor hat ein positives Ziel vor Augen: er beschwört die deutsche »Bedrohung«, um die Rettung dieses oder jenes Kunstdenkmal zu erreichen. Gleichzeitig zeigt (und erhärtet) Jasienicas Ausführung die verhängnisvolle Verknotung der Argumentation beider Seiten: weil die eine Seite die Revision der Grenzen erwartet und die andere diese Revision fürchtet, ist keine von ihnen bereit, der anderen das zu geben, was ihr vielleicht gebührt, das Recht auf die Erinnerungsmale der eigenen Geschichte oder das Recht auf deren Schutz im Rahmen der Weltordnung souveräner Staaten. Jasienica sieht die deutsche Erwartung im Blickwinkel revisionistischer Ansprüche. Ihn beschäftigt übrigens nur die Meinung jener, welche solche Ansprüche tatsächlich erheben. Selbst hier aber unterscheidet er nicht zwischen dem authentischen, berechtigten Interesse an einem Teil der eigenen Vergangenheit und der Politik der Reaktion. *Der Schlesier* andererseits spricht Polen das Recht ab, Hausherr, Depositär dieser Güter zu sein. Der Verlust und die Tatsache, daß man sich damit nicht abgefunden hat, sind die Quellen eines »unglücklichen Bewußtseins«, die zur Geringschätzung aller polnischen Unternehmungen führt. Hier trifft eine Negativität auf die andere.

Der pragmatisch-positiven Anwendung des »deutschen« Arguments entspricht das »polnische« Argument. Natürlich ist es blanke Ironie, wenn Zlat und Chrzanowski wünschen, daß es ruhig noch mehr derartige polnische

Mythologie geben solle, falls sie der Rettung der Kunstdenkmäler dient. Das »mythologische« Argument ist ja wenigstens geeignet, die Untätigkeit des gedankenlosen Beamten zu überwinden, den höhere Werte kaltlassen und den nur die Angst vor einer politischen Affäre zum Handeln bringt. In der Rhetorik des Breslauer Parteiblattes, das besorgt eine Bilanz der Zerstörung von Kunstdenkmälern in Schlesien zieht, klingt das folgendermaßen: *»Es ist zu befürchten, daß vor Jahrhunderten von polnischen Bauern und Handwerkern errichtete Gebäude Ignoranz oder Sorglosigkeit zum Opfer fallen könnten — Zeugnisse nicht nur der hohen Fähigkeiten der Künstler, sondern auch der Arbeit des schlesischen Volkes«* [E. Rabowa, Nie podcinać korzeni (*Die Wurzeln nicht abschneiden*), In: Gazeta Robotnicza, Nr. 81, 5. April 1956]. Daß dies Ausflüchte waren, negative Argumente, deren Gebrauch eine Unempfindlichkeit gegenüber ganzen Dimensionen des historisch-künstlerischen Erbes zur Folge hatte, steht außer Frage. Es wäre wohl schwierig, einen offensiv bejahenden Text zu finden, welcher die besonderen Werte und Erwartungen respektierte, indem er z. B. sagte: Ja, es ist unser gemeinsames Gut, unsere Verantwortung, das Depositum einer multinationalen Kultur mit einem beträchtlichen deutschen Anteil. War hier die Zensur das Hindernis? Es scheint, daß die breite Öffentlichkeit in den 50er Jahren nicht vorbereitet war, in einen unversalisierenden Blick ohne weiteres einen deutschen Wert als positiv mit einzubeziehen. Das Jahr 1956 hat also die nationalen Vorurteile nicht ausgeräumt, auf beiden Seiten der Grenze.

Die Entwicklung nach 1956 kann hier nur skizzenhaft behandelt werden. Die unveränderten politischen Rahmenbedingungen haben zum Weiterleben des »deutschen« Stereotyps beigetragen. Die Volksrepublik Polen brauchte innenpolitisch einen externen Feind, und dazu wurde unausgesprochen Deutschland, trotz der Existenz der angeblich »befreundeten« DDR. Das »alltägliche« Be-

wußtsein blieb in dem Stereotyp befangen. Die 60er und 70er Jahre waren eine Zeit der Stabilisierung des Landes. Das Errichten von neuen, pseudostädtischen Wohnblöcken — lange Zeit positiv, als Beweis für Modernität und zivilisatorischen Fortschritt aufgefaßt — ging häufig mit dem Abtragen alter Bebauung einher, was bereits damals zum Konflikt mit den allgemein anerkannten denkmalpflegerischen Grundsätzen führte.

Zu dieser Zeit erfolgte die Zerstörung der Stadt, insbesondere der Kleinstadt des 19. Jh.s. Und dieser Prozeß dauert bis heute an; der »deutsche« Gemeinplatz wird in diesem Zusammenhang immer noch als Werkzeug bemüht, was sich mit den Presseinterviews über die Instandsetzung einer Stadt wie Trep-tow-Trzebiatów (1987) oder dem Geschick des Schlosses in Kopitz-Kopice (1994) belegen läßt (In: Spotkania z zabytkami, 1987, Nr. 1; 1994, Nr. 8]. Es soll zugleich gesagt werden, daß die wirkliche Hilfe für »deutsche« Denkmäler im letzten Jahrhundertviertel nicht so sehr in der Überwindung des »deutschen« Stereotyps liegt. Wie jedes Stereotyp hat auch dieses mit der Wirklichkeit wenig zu tun. Vielmehr würde die Überwindung von Stumpfheit und Unbekümmertheit auf dem Gebiet der Denkmalpflege dazu beitragen, diese Variante des »polnisch-deutschen Problems« aus der Welt zu schaffen.

Am Ende hat dieser Gemeinplatz aber doch begonnen, sich in einem langsamen, doch unaufhaltsamen Prozeß aufzulösen. Dafür sind eher die unauffällige Verschiebung von Werten, die sich leise wandelnden Interessenlagen im kulturellen und intellektuellen Leben charakteristisch als offene Debatten über die deutsche Frage. Eine allseitige Revision des Denkens über die polnisch-deutschen Beziehungen erfolgte in den Kreisen der akademisch-universitären Kunstgeschichte. Die 70er Jahre waren der Anfang einer lebhaften Diskussion über die kulturelle Landschaft, womit auch eine Erweiterung der Definition von schutzwürdigen Kunstdenkmälern einherging.

Den wachsenden Unglauben gegenüber Fortschritt und Modernisierung, der sich angesichts der realsozialistischen Modernität leicht ausbreitete, begleitete eine immer stärkere Versenkung in die Geschichte, nicht in eine Projektion nationalen Glanzes, sondern in eine vielschichtige Geschichte, die sich auch auf das Alltagsleben bezog – verbunden mit dem Wiederaufleben von Ideen der Region, der Heimat, des kleinräumigen Ortes, mit wachsender Wertschätzung von Alter, Patina und Aura der vergangenen Zeit. In diesem Wertebereich wurde auch das, was typisch deutsch ist und bis vor kurzem noch negativ deutsch gewesen war, ganz offen zum Gegenstand von Interesse und Bewunderung.

Die oben geschilderten Vorgänge sind ein Teil grundlegender Veränderungen der polnischen Gesellschaft in den 60er und insbesondere 70er Jahren. Der technokratische und konsumorientierte Sozialismus der Ära Gierek, in dem sich die Bevölkerung immer größere Freiheitsräume zu sichern mußte, beharrte in der politisch-ideologischen Praxis auf den kanonischen Grundsätzen. Die Gegensätze und Mißklänge entluden sich in den denkwürdigen Jahren 1980/81. Die Wirklichkeit, die damals zum Vorschein kam, betraf landesweit den Bereich der Kunstdenkmäler – unter zensierten Veröffentlichungen verdient das vollständig der Verwüstung von Kunstdenkmälern in Polen gewidmete Heft Nr. 8, 1982 der Zeitschrift *Spotkania z zabytkami* [Begegnungen mit Kunstdenkmälern] Beachtung. Dem Wirrwarr der politischen Entscheidungen, zugleich aber den Grundsätzen der »offiziellen« Realität entspricht vollkommen die Tatsache, daß das nächste, direkt nach der Verhängung des Kriegsrechts im Dezember 1981 redigierte Heft ein optimistisches Bild der polnischen Denkmalpflege ausmalte und offensichtlich ausmalen mußte.

Außerhalb der Reichweite der Zensur entstand hingegen ein anderes Dokument, welches das in diesen Jahren sich entwickelnde radikale Bewußtsein eines Teils der meinungs-

bildenden Kreise zum Ausdruck bringt. Im Mittelpunkt seiner Aussage steht das Problem der Kunstdenkmäler in den »wiedergewonnenen Gebieten«, wie auch die Art des Umgangs mit dem Erbe dieser Gebiete, und hier insbesondere mit dem »deutschen« Erbe. Es handelt sich um die *Denkschrift über die Lage von Kunstdenkmälern in Niederschlesien*, 1981 geschrieben, im »zweiten Anlauf« 1986 veröffentlicht. Eine Gruppe von Breslauer Kunsthistorikern äußerte sich hier grundlegend zu dem vom Titel bestimmten Thema – nie zuvor und wohl auch nie danach hat man eine solche Diskussion auf übernationaler und überstaatlicher Ebene geführt, während man die nationalstaatlichen Werte hintanstehen ließ [vgl. *Biuletyn Dolnośląski*, 1986, Nr. 2/70, die *Denkschrift* wurde im Namen der Breslauer Sektion des Verbandes der Kunsthistoriker von H. Dziurla, J. Eysmontt, E. Halawa, E. Lenkow, S. Stulin, J. Wrabec gezeichnet].

Das Problem des deutschen Erbes wird in der *Denkschrift* ausdrücklich zur Sprache gebracht. Hier wird jedoch das Spiel vom Aneignen und Eliminieren nicht mitgespielt, das Ritual der beständigen Selbstdarstellung, welche ohne die Herabwürdigung anderer nicht funktionieren kann. Gleich ob man hier von einem dualen (Polen-Deutschland) oder pluralen Gefüge ausgeht, das noch andere staatlich-nationale Subjekte in den geschichtlichen Schichtungen der Region zuläßt: die wesentliche Botschaft der *Denkschrift* liegt in der Bejahung von Unterschieden, welche nur durch die Bejahung leben. Das Polnische, Böhmisches, Schlesisches, Deutsche, so oder so, bedeutet nicht die Verneinung oder Dominanz des Anderen, sondern ist ein Zeichen für sich selbst, es hat seinen Platz im Fächer der bekannten und noch zu entdeckenden Unterschiede. Man kann die Kulturgüter hier nicht auf egoistische Weise aufteilen, da sie offen für immer neue Interpretationen bleiben, und was bereits »gelesen« und »verstanden« wurde, ist es lediglich hier und heute.

Mit der Denkschrift der Breslauer Kunsthistoriker schließe ich diese Überlegungen ab. Die in ihr vertretene distanzierte, abwägende Behandlung des einer Gesellschaft anvertrauten Kulturgutes kann als eine adäquate Reaktion auf die oben beschriebenen Widerstände und Idiosynkrasie des alltäglichen Verstandes, auf Verschweigungen und Vereinfachungen des denkmalpflegerischen Denkens, was in

einer gesteigerten Dosis und einer dramatischen Form direkt nach dem Zweiten Weltkrieg zur Erscheinung trat, eingeschätzt werden. In diesem Sinne bedeutet das Jahr 1981 in Polen, in dem die Denkschrift verfaßt wurde, einen Umbruch; es bringt Einstellungen und Argumente ans Licht, die zur offenen und freien Diskussion, zum offenen und freien Handeln anregen können.

Adam S. Labuda

## Schlesische Kunst im Lichte der polnischen und deutschen Kunstgeschichte

*Text eines Referats, das auf der Deutsch-Polnischen Kunsthistorikertagung in München und Banz 1996 vorgetragen wurde*

Notwendiger als üblich muß dieser Beitrag mit Bemerkungen zur Person des Referenten beginnen. Als seit mehreren Jahrzehnten in England arbeitender Nicht-Schlesier, Nicht-Preuße und auch Nicht-Pole fühlt sich der Beobachter relativ unabhängig. Spezielle Forschungen zu Schlesien wurden bisher nicht unternommen; die Kontakte in Schlesien sind rein polnisch; andererseits bestehen bei diesen Polen keinerlei Zweifel, daß die den Referenten bis dato interessierende Kunst in Schlesien, nämlich die des 19. und 20. Jh.s, zuallererst aus Berlin herzuleiten sei.

Die Kunst Schlesiens war für lange Zeit, wie man in England sagt, ein politischer Fußball. Das gilt wohlgerne für die Kunsthistoriker und für die Kulturpolitiker des 20. Jh.s; es gab und gibt natürlich unzählige Betrachter, die die Breslauer Schöne Madonna (*Abb. 1*) oder die Kirche in Grüssau/Krzyszów (*Abb. 2*) unberührt von solchen Gesichtspunkten bewundern. Die Kardinalfrage aber, die Fachleute und die Politiker bewegte, war: Wohin, zu welchem Land gehört die schlesische Kunst? Es gibt eine Menge von Antworten: 1) sie gehört zu Deutschland; 2) sie gehört zu Polen; 3) wenigstens teilweise zu Böhmen; 4) die

schlesische Kunst ist schlesisch. 5) Alle diese Bezeichnungen sind relativ bedeutungslos. Die wesentlichen Elemente der west- und mitteleuropäischen Kunst vom 8. bis zum 18. Jh. wurden in Italien oder in Frankreich geschaffen und verbreiteten sich von dort aus. Im Jahre 1967 hatte ich Gelegenheit, mich in Marburg mit damals als besonders westlich orientiert bekannten Kunsthistorikern zu unterhalten. Für Willibald Sauerländer war die meiste deutsche mittelalterliche Kunst provinziell; Piotr Skubiszewski fand die meiste polnische Kunst sehr provinziell. 6) eine der passiven Wertung 'provinziell' oder 'Randlage' entgegengesetzte Richtung war ein 'aktives' Konzept der Kunst der 'Grenzlande', das vor allem in der Zwischenkriegszeit und in der Nazizeit praktiziert wurde.

Die klassische Moderne bleibt bei allen diesen Schubfächern draußen. Niemand würde behaupten wollen, daß Oskar Moll oder Hans Scharoun oder Xawery Dunikowski, wenn sie etwas in Schlesien schufen, etwas anderes waren als internationale, ja universale moderne Künstler. Bei der Kunst des 19. und 20. Jh.s wurde und wird die Frage nach der Nationalität nicht oder kaum gestellt. Es ist ein Para-